

Dunkle Vergangenheit, lichte Zukunft

„Das gewisse jüdische Etwas“: eine Ausstellung im Jüdischen Museum

Der Begriff versucht zu fassen, was nicht zu fassen ist. Ein gewisses Etwas meint, zumal bei einer nicht unbedingt schönen Frau, prickelnde Erotik, und in der guten Küche jene unverwechselbare Geschmacksnote, die in keinem Rezept zu finden, sondern allein dem Gespür der Köchin zu verdanken ist. Im Jiddischen würde man in gewissen Fällen das Wort „tam“ dafür gebrauchen, aber da im Jüdischen Museum in München hauptsächlich deutschsprachige Besucher zu erwarten sind und die Kuratoren der jüngsten, sehr besonderen Ausstellung aus der Schweiz kommen, heißt sie eben „Ein gewisses jüdisches Etwas“. Was es ausmacht, lässt sich noch weniger beschreiben als die Lockungen einer Frau oder der köstliche Geschmack einer Speise. Klar ist, hierbei geht es weniger um Sinnesreize als um Emotionen. Außerdem kann, es sei denn, es handelt sich um ein rituelles Gerät wie zum Beispiel einen Thorazeiger, kaum jemand das spezifisch Jüdische am jeweiligen Gegenstand ausmachen. Denn dazu braucht es seine Geschichte, die, versteht sich, eng mit dem Besitzer desselben verbunden ist.

Um Punkt zehn Uhr bitten schon die Ersten um Einlass. Trotz des strahlenden Sonntagvormittags müssen sich Katarina Holländer und Michael Guggenheimer, die das Konzept für die Ausstellung entwickelt und vor München bereits in Zürich erfolgreich in die Tat umgesetzt haben, nicht sorgen, dass zu wenig Leute kommen könnten. „Wir hatten von Haus aus 50 Anmeldungen“, sagt Holländer, und wenig später, inzwischen hat sich vor dem Schirm des Photographen schon eine kleine Schlange gebildet, meldet Guggenheimer ganz aufgeregt, dass sogar Besucher aus Stuttgart und Wien eingetroffen sind. Im zweiten Stock des Jüdischen Museums sind etliche Helfer damit beschäftigt, die Menschen und ihre Gegenstände zu fotografieren, die Mitbringsel zu katalogisieren und samt ihren Geschichten zu den Vitrinen zu bringen. So wollen es die Spielregeln. Eine Frau mit einer Mappe Lithos wird nach Hause geschickt, weil sie weder ihren Namen noch die Geschichte der Bilder preisgeben will.

Einige, deren Konterfei schon abgeblendet wurde, lassen sich nebenan in der Bibliothek nieder, um aufzuschreiben, welche Bewandnis es mit ihrem erwählten Gegenstand hat. Vor Rosemarie Neuner, einer älteren, weißhaarigen Dame, liegt ein selbstgebasteltes Leporello von ihrer Reise nach Girona in Spanien zu



Erst fotografiert, dann registriert – die Dinge und ihre Menschen, deren Geschichten anhand der mitgebrachten Exponate erzählt werden. Fotos: Schellnegger

Pfingsten. Sie schwärmt von der Architektur des restaurierten spanischen Viertels. Was treibt eine Buchhändlerin und katholische Religionslehrerin dazu, sich auf die Spuren spanischer Juden zu begeben? Sie stockt ein wenig, erzählt, dass sie als ganz junge Buchhändlerin in Barcelona gearbeitet habe, um endlich den wahren Grund zu nennen: „Die spanischen Juden sind nicht so traumatisiert“, sagt sie, „ich kann mich an allem erfreuen, an ihrer Sprache und ihrer Musik. Sie heitern mein Bild von den Juden auf.“ Sie habe sich schon lang und intensiv mit dem Judentum beschäftigt, „und es hat mich so traurig gemacht, vor allem da es in der eigenen Familie welche gab, die in Uniform in den Vernichtungskampf verwickelt waren“.

Ihr Familiengeheimnis empfinden noch heute etliche von Richard Dimbaths Verwandten als dunkel und würden es gern weiter tabuisieren. Was der nicht mehr junge Mann vor zwei Jahren herausfand, „muss man erstmal verinnerlichen“. Unter der knapp umrissenen, teils jüdischen Familiengeschichte klebt die Kopie eines Schreibens aus Bad Arolsen, wo sich der Suchdienst nach Opfern der Naziverfolgung befindet: Sogar die Todesstunde von Richards Onkel Horst Rosenkranz in Auschwitz ist darin vermerkt. Katarina Holländer nickt wissend. Über das mitgebrachte Objekt falle es den Menschen leichter, solche „labilen Geschichten“ wie die der Neuners oder Dimbaths zu erzählen, als wenn man sie direkt auf die Vergangenheit ihrer Vorfahren anspräche.

Die Jungen bringen mit ihren Objekten auch ein Stück Optimismus mit. Zum Beispiel die schon lang in München lebende Polin Magdalena Porz, deren helle Züge noch heller werden, wenn sie das jüdische Gebetbuch streichelt, das sie in Düsseldorf auf einem Flohmarkt entdeckte, und das nach der Station in München im Jüdischen Museum in Warschau ausgestellt wird: „Ich hab mich so gefreut, dass es nach Nazismus und Kommunismus jetzt weitergeht, dass man frei reisen darf, dass in Warschau erste Geschäfte entstehen.“ Die silberne Kette eines sephardischen Silberschmieds ist das heißgeliebte Souvenir der in München geborenen Nabiha Aqiqi an einen Besuch der Synagoge in Kairo. Und CSU-Stadtrat Marian Offman hat ein altes Mikro seiner Bayernjournal-Sendung „Miteinander“ als zukunftsweisendes Symbol mitgebracht (bis 31. August, St.-Jakobs-Platz 20). EVA-ELISABETH FISCHER